

tig verunstaltet haben. Dabei lassen sich durchaus historische Konstanten erkennen: Dass Friedrich August Kummer (1797–1879) im 19. Jahrhundert Beethovens Fünfte für Cello als sein op. 143 publizierte, wurde mindestens ebenso belächelt wie die heutige »Classic pops«-Fassung der Sinfonie für Cello von seinem Berufsgenossen Werner Thomas-Mifune (\*1941). Aber all' dies gehört ordnungsgemäß in diesem »very first complete survey of the works for cello solo« (Vorwort) dokumentiert.

Das alphabetisch nach Komponisten (darin nach Opuszahl bzw. chronologisch) geordnete Werkverzeichnis umfasst allein über 600 Seiten, gerahmt von Verlags-, Literatur-, Bibliotheks- und Internet-Verzeichnissen sowie abgerundet durch einen nach Besetzungen gegliederten Index. Die Werke des einzelnen Komponisten sind benannt (Titel oder Opusnummer) und mit dem Hinweis auf Besetzung, Verlag (alternativ: Quellenfundort, also Bibliothek oder Archiv) und Entstehungs- bzw. Drucklegungsjahr versehen; bei *Varia*, *Dubiosa* oder »lost works« wird ggf. auf Literaturbelege verwiesen. Erfolgsquote der bisherigen (einer Rezension nun einmal charakteristischen) Tests nach Nischenwerken aus der Peripherie erodierter Gattungstypen unter Einbezug zahlreicher Kollegenhinweise: 100 Prozent! Sensationell ist zudem, dass es allein knapp 90 Werke für mehr als 12 Celli gibt, dass Komponisten japanische Zithern,

Xylophone, Kinderchöre, Saxophone, Akkordeon- oder Mandolinenorchester als geeignete oder zumindest erprobenswerte PartnerInnen für das Cello verstanden und schließlich, dass Cellokomposition, -verlag und -quellenverwahrung ein offenbar globales Geschäft ist, das weder Neuseeland noch Kanada, weder Südafrika noch Japan umschiff.

Es wäre anzuregen, das aus einer Datenbank generierte Verzeichnis in kommender Auflage mit CD-ROM zu verkaufen, um die Handhabung des – selbst für einen Cellokoffer zu großen – Schwergewichtlers zu erleichtern. Daran könnten sich dann auch die Statistiker ergötzen: Wieviele 1950 komponierte Werke gab es doch gleich? Wie oft wurde die bedeutungsträchtige Opusnummer 1 vergeben? Wieviele Cellosonaten gab es eigentlich im 19. Jahrhundert? Halt – letzteres kann man in einem aktuellen Buch nachlesen, das die Autoren in ihrem ansonsten lückenlosen Literaturverzeichnis vergaßen: Wiesenfeldt, Christiane: *Die Violoncello-Sonate im 19. Jahrhundert* (Kassel 2006)! Diese Marginalie versendet jedoch in der Masse und Klasse eines Verzeichnisses, das die Autoren schließlich auf dem Cover – mit einer rührend emphatischen Träne im Augenwinkel – als »a cellist's dream, [...] a trusted friend, a guide and mentor [...]« titulierten. Welcher Cellist möchte das sanft folierte, anschmiegsame Paperback da nicht an's Herz drücken? [Christiane Wiesenfeldt]

---

## Andreas Otte, Konrad Wink: *Kerners Krankheiten großer Musiker* 6. erweiterte Auflage, Stuttgart (Schattauer) 2007

Die ersten vier Auflagen dieses Standardwerkes erschienen unter dem Titel »Krankheiten großer Musiker«. Die fünfte Auflage (1998), von Hans Schadewaldt neu bearbeitet und mit einem Artikel über Johann Sebastian Bach von Wolf-Dietrich Gerloff (nicht Gerlach, S. IV), trug den Titel »Große Musiker. Leben und Leiden«. Aus gutem Grund knüpfen die Bearbeiter der sechsten Auflage wieder an den ursprünglichen Titel an. Denn »aufgrund seiner literarischen Einmaligkeit wurde der Ursprungstext von Kerner – einschließlich seiner Überarbeitungen durch Ritter und Schadewaldt sowie seiner Ergänzung durch das neue Kapitel über Johann Sebastian Bach

durch Gerloff – im Wesentlichen belassen. Dagegen wurde bei jedem Komponisten ein tabellarischer biografischer Abriss und ein umfangreiches Nachwort eingearbeitet« (Vorwort). Dieses Nachwort – »Update« genannt – enthält »eine kritische Würdigung der Kerner-Daten unter Berücksichtigung neuester Erkenntnisse aus medizinischer und medizingeschichtlicher Forschung [...]. Es enthält auch eine allgemeinverständliche Erklärung der jeweiligen Erkrankungen für die interessierte nicht-medizinische Leserschaft« (ebd.) Eine typische *Conclusio* eines Updates ist dann: »Mit großer Wahrscheinlichkeit hätte man heute Bellinis Krankheit diagnostizieren

und heilen können. Eine Weiterentwicklung seines musikalischen Schaffens wie es sich in seiner Oper »Norma« vollzog, hätte man erwarten können« (S. 199), eine eher untypische ist: »Falls Paganini wirklich ein Marfan-Syndrom gehabt hat, so wäre er auch heute noch nicht therapierbar gewesen; es wäre nicht unwahrscheinlich, dass ihn ein ähnliches Schicksal wie einem seiner Nachfahren (Aortenriss) ereilt hätte. Dies bleibt aber nur eine – allerdings nicht unwahrscheinliche – Spekulation« (S. 148). Womit dem Leser dieser Rezension nun drei der 23 vorgestellten Komponisten (Bach, Bellini, Paganini) bekannt sind, deren übrige Mozart, Beethoven, Weber, Schubert, Mendelssohn-Bartholdy, Chopin, Schumann, Liszt, Wagner, Verdi, Smetana, Bruckner, Tschaikowsky, Dvorak, Puccini, Mahler, Debussy, Reger, Schönberg und Ravel sind.

An den Beispielen Mozart und Schumann lässt sich exemplarisch die musikermedizinische Forschungsgeschichte verfolgen. Kerner führte Mozarts Tod noch auf eine Quecksilbervergiftung zurück: »Nach dem Stand der Dinge kann nicht daran gezweifelt werden, dass Mozart einer Quecksilbervergiftung zum Opfer fiel, welche im Sommer 1791 zunächst mit unterschweligen Dosen systematisch eingeleitet wurde, bevor er schließlich in der zweiten Novemberhälfte die tödliche Restdosis erhielt, sodass Arme wie Beine anzuschwellen begannen (S. 57)« und »im Textbuch der »Zauberflöte«, das ebenso wie die Musik der Oper auf ein festes Zahlenschema eingeschworen ist, liegt Mozarts eigenes Schicksal verborgen [...] Die Zauberoper wurde zum Mausoleum Mozarts, sein Tod war vorausbestimmt (S. 58)«. Und wer war nach Kerner der Mörder? Salieri – »für ihn dürfte das lateinische Sprichwort Gültigkeit besitzen: »Non semper errat fama« (S. 58)«. Seite 69ff. fasst in kritischer Würdigung Kerners den Stand der Forschung bis 1992 zusammen, ohne eine von 13 als Todesursachen diskutierten Hypothesen zu favorisieren. Immerhin »kann kein mit der Toxikologie vertrauter Arzt Kerner [...] zustimmen [...], aber man kann andererseits eine derartige Intoxikation mit Sicherheit auch nicht ausschließen (S. 72). Auch der Hinweis, »dass das uns heute als außerordentlich jung erscheinende Lebensalter von 36 Jahren in Mozarts Zeit sozusagen dem »Mortalitätsdurchschnitt« entsprochen haben dürfte« (S. 69)

gibt zu denken. Das »Update« diagnostiziert: »Weder eine Syphilis noch ein Mordanschlag durch seinen Musiker-Konkurrenten Antonio Salieri scheinen bei Mozart wahrscheinlich. Eindeutig ist nur, dass Mozart an einer akuten Infektionskrankheit verstarb. Am ehesten könnte es sich dabei um eine bakterielle Sepsis gehandelt haben im Sinn eines systemischen

entzündlichen Response Syndroms (SIRS) (S. 74)«. Schlimm genug, doch wie undramatisch!

Im Hinblick auf Robert Schumanns Krankheit schrieb noch 1960 der Leiter des Robert-Schumann-Hauses in Zwickau, Georg Eismann: »Aus solchen Gründen wird aber Clara vieles den



Flammen übergeben haben, vermutlich die Krankengeschichte aus Eendenich, die wohl gewisses Licht in das Dunkel von Schumanns Krankheit hätte bringen können« (S. 252). Das »Update« aber konstatiert: »Das kürzliche Auftauchen der 150 Jahre lang verschollenen Eendenicher Krankenakten stellt einen dramatischen Wendepunkt für die bis vor kurzem nicht entschlüsselte Pathografie Schumanns dar [...] Damit wird die oft verklärte Romantisierung rund um Schumann auch ein Stück weit nüchterner, der verstellte Blick auf die letzten Jahre seines Lebens geöffnet. Die ausführlichen Eendenicher Krankenakten belegen nämlich relativ eindeutig, daß Schumann an den Folgen einer Spätsyphilis des Zentralen Nervensystems (ZNS) [Neurolues] starb« (S. 254).

Die Eendenicher Krankenakten bieten den eigentlichen Anlass für einen den Biographien vorangestellten Diskurs über »Die ärztliche Schweigepflicht und das postmortale Persönlichkeitsrecht«: »Die Angehörigen des behandelnden Arztes haben die zum Nachlass gehörenden Krankenunterlagen von Generation zu Generation weitergegeben und gehütet. Erst heute – 150 Jahre nach Schumanns Tod – wurden sie veröffentlicht. Dabei wurde der Knoten aus ärztlicher Schweigepflicht, postmortalem Persönlichkeitsrecht und öffentlichem Interesse nach langer Abwägung durch den heutigen Erben der Krankenakten gelöst,

um nicht zuletzt auch ein Stück weit die über 150 Jahre teilweise kultivierten Verleumdungen und abenteuerlichen Erfindungen über Schumanns Enderlicher Zeit zu beenden« (S. 3).

Dass für die Herausgeber die Musik ein nicht unwesentlicher Teil ihres Lebens ist, geht aus den Klappentexten hervor, zeigt sich aber auch deutlich, wenn sie im Update z. B. bei Paganini und von Weber ihre weniger bekannten Kompositionen für Gitarre hervorheben – Andreas Otte ist versierter

Gitarrist und veröffentlichte auch Kompositionen für sein Instrument.

Man wird die einzelnen Kapitel dieses Buches nicht ohne innere Bewegung lesen. Auch der Anblick des Antlitzes etwas eines verstorbenen Chopin, eines von Weber oder aber eines Bellini vermag einen zu erschüttern. Denn letztlich – und das im wahrsten Sinne – geht es nicht (nur) um Krankheiten, sondern jedes Mal um den Tod. So ist dieses Buch ein erhabenes Memento mori. [Josef Dahlberg]

### Wißmann, Ahrend, v. Loesch (Hgg.): »Vom Erkennen des Erkannten«.

Musikalische Analyse und Editionsphilologie, Wiesbaden [u.a.] (Breitkopf & Härtel) 2007

Mit dieser Festschrift für Christian Martin Schmidt, herausgegeben von Friederike Wißmann, Thomas Ahrend und Heinz von Loesch, wird ein überaus produktiver Musikforscher geehrt, dessen wissenschaftliches Werk allein schon von seinem Umfang her ehrfurchtgebietend ist. Die dem Band beigegebene Publikationsliste verzeichnet sechs Bücher, 34 Bände kritischer Notenedition und an die 100 wissenschaftliche Artikel. Zahlreich sind auch die Forschungsschwerpunkte Schmidts, neben anderem Schönberg, Brahms und Mendelssohn, Mahler, Ives, Gershwin und Eisler, und ebenso zahlreich und thematisch vielfältig sind auch die Beiträge seiner Kollegen, Weggefährten und Schüler, die dieser stattliche Band in sich vereint. Wie es bei Festschriften üblich ist, ist die methodische Qualität dieser Schriften ausgesprochen heterogen, ein Charakteristikum, das die Herausgeber bewusst noch verschärft haben, indem nicht nur Texte aus dem Bereich der historischen und systematischen Musikwissenschaft geboten werden, sondern das Buch auch ein Interview (mit Riccardo Chailly) und einen Beitrag aus dem Bereich der Theologie enthält, Ed Noorts Betrachtungen zum Libretto von Händels »Joshua«. Die Liste der Autoren und Gratulanten versammelt



überaus bekannte Namen der deutschen und internationalen Musikforschung: Neben Friedhelm Krummacher (Kiel), Helga de la Motte-Haber (TU Berlin), Wolfram Steinbeck (Köln) oder Hermann Danuser (HU Berlin) hat auch Allan Forte (Yale) einen Aufsatz dafür geliefert und lassen Forscher aus Japan, Ghana, Dänemark, der Schweiz, Russland, England, Österreich und den Niederlanden ihre Glückwünsche ausrichten. Weitreichend sind die Kontakte, die sich während Schmidts Laufbahn eingestellt haben, und weit reicht die Wirkung seiner Schriften und Editionen auf die Musikforschung.

Schmidts Profil entsprechend konzentriert sich die Festschrift auf die Edition und Analyse von Musik bzw. auf die von ihm besonders intensiv erforschten Komponisten. Ohne hiermit eine Wertung verbinden zu wollen, seien aus der Fülle der 46 Texte dieses Buches einige wenige herausgegriffen, wobei es in erster Linie darum geht, die unterschiedlichen methodischen Ansätze und Gegenstände zu illustrieren. Da ist zunächst der eher ungewöhnliche, feuilletonistische Aufsatz von Hartmut Fladt, »Vom Glück der Fehler« betitelt, in dem der Autor aphoristisch und unterhaltsam anekdotisch von seinen Erfahrungen bei der Herausgabe der »Götterdämmerung« im Rahmen der Richard-Wagner-Gesamtausgabe berichtet. Dieser Text gehört sicherlich zu den unkonventionellsten des Bandes. Ebenfalls aus der editorischen Praxis berichtet mit einem immensen Erfahrungsschatz ausgestattet Helga Lühning in ihrem Aufsatz über die sogenannte »Goldarie« in